

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31

Altena, den 17. September

1929



Nur das noch...

Das ist der Unterschied zwischen der Jugend und den reiferen Menschen, daß jene noch in ihrer Entwicklung und zur Höhe strebt, während diese schon die Lust des Tales atmen, die ihnen Kunde gibt, daß der Weg abwärts geht, dem Ruhelände zu. Die Wünsche haben nicht mehr die begehrende aufflammende Form, es heist nicht mehr: Das und das will ich erreichen, sondern man sagt nur noch: Wenn es möglich wäre, so möchte ich wohl das eine oder das andere noch erleben.

Es hat jeder sein „Ich möchte noch“. Der eine hat noch ein Werk zu vollenden, der andere will noch einmal seine Geschwister sehen, und wieder einer will den Gefährten seines Lebens nicht allein lassen und nur noch erleben, daß er in treuer Obhut und sorglos geboren ist. Eltern aber, die erwachsene Kinder haben, möchten gern noch Einkehr in die erwachenden Kinderjahre schauen.

Wenn wird der Sohn als Lebensgefährte finden, fragt die bangende Mutter; denn sie weiß, daß die Frau die eigentliche Seele des Hauses ist. Daß es in ihre Hand gegeben ist, den Mann auf des Lebens Höhen und Tiefen zu führen, und daß ein hohes oberflächliches Geschöpf seinem Leben keinen Inhalt zu geben vermag. Nicht Gebrauchsartikel soll sie haben, aber eine leicht vibrierende Seele, um die Klänge, die in des Lebens Sinfonien klingen, zu verstehen und mit ihm in Worten zu erleben.

... Und wenn mein Mädel doch erst einen Mann gefunden hätte, den ich kennen lernen kann, bevor sie eine vielleicht unglückliche Ehe eingeht, sagt der Vater. Er kennt sein Geschlecht, weiß, daß der Mann keine Wohnung ausgelegt ist, von dem die Frau keine Wohnung hat. Daß es Momente gibt, die geeignet sind, einen Mann, dessen Hemmungen schwach sind, in Grund und Boden zu verderben und daß gesellschaftliche Unterschiede dabei gar keine Rolle spielen.

Katen und helfen wollen, und immer wieder verheiraten, daß die Kinder falsche Wege gehen, das ist die letzte große Sorge der Eltern. Wie schwer hören zitternde Herzen nicht oft auf zu schlagen, weil sie ewig die forsende Liebe begehrt: Was wird aus dem Meinen? Gebe es eine Verständigung aus jener Welt in die untrübe, so würden die Verstorbenen sicher ihre Lieben vor allem Übeln bewahren und fördern und sich ihnen schuldig und fördernd nahen, mit segnenden Händen. So aber bleibt es immer der letzte Wunsch: Das oder jenes möchte ich noch erleben, meine Augen möchten noch sehen, wie die Kinder sich im Leben gebettet haben.

Wie mache ich meinen Mann glücklich?

Jugend jemand hat mal gesagt: füttere die Bestie gut! Ein anderer behauptet: gib ihm Streichhölzer, Streichhölzer, Streichhölzer! und auch sonst werden allerhand gutgemeinte Vorschläge von alten Praktikern der Ehe ins Land gerufen — aber macht gut und sorgfältig bereitetes Essen, macht immerwährende Rücksichtnahme auf häusliche Bequemlichkeit wirklich glücklich?

Wir sehen immer wieder, daß die prächtigste Hausfrau von ihrem Gatten vernachlässigt wird, wenn sie es nicht gleichzeitig versteht, dem Mann in rechter Art Weggegnung zu sein. Die Frau wird in erster Linie als guter Kamerad, in zweiter Linie als Geliebte und dann erst als tüchtige Hausfrau vom Mann erachtet.

In erster Linie guter Kamerad — dazu gehört, daß man den Geschwiffen des Lebens nicht gar zuviel Gewicht beilegt, daß man durch Seiterkeit Ärger und Verdruss überwindet, geduldig bei Gefühlschlägen und tapfer im Un-

glück bleibt. Dazu gehört aber auch, daß man den Kameraden nimmt wie er ist, daß man nicht fruchtlose Erziehungsversuche unternimmt, denn sie verstimmen den armen Kreuzträger, der an eine so lehrhafte Frau geraten ist.

Mit einem guten Kameraden an der Seite ist das Leben erst wahrhaft lebenswert; jeder Genuß wird vertieft, jede Entbehrung erleichtert, Arbeit wird zur Kraftprobe, und Erfolg wird zur Selbstverständlichkeit. Der gute Kamerad ist nie launisch, er findet sich in jeder Lebenslage zurecht und lacht, wenn es mal verquert geht.

Geliebte zu sein, darf die Frau aber keineswegs vergessen. Sie muß die Zärtlichkeit in ihrer Ehe pflegen. Sie muß es verstehen, schlechte Laune und Verunsicherung durch Schmeichelei zu verjagen. Sie muß lachen und tadeln, sie muß singen und scherzen und mal ein wenig dummes Zeug reden können. Sie muß zu überraschen verstehen durch gutgewählte Kleidung, sie muß sich hübsch machen wie sie irgend kann. Und sie muß sich ein wenig vernünftigen lassen. Unbedingt braucht sie Aufmerksamkeit! ein paar Blumen, Süßigkeiten, ein paar bunte Säckchen — das gehört zum Glück der Ehe. Der Mann schenkt ja so gern und hat Freude an ihrer Freude, wenn sie es nur so recht versteht, färtlich wie eine Geliebte zu wünschen und liebevoll wie eine Geliebte zu danken. Vor allem noch einmal — nicht läppische, läppische Schmeichelei, die anderen Leuten lässig und lächerlich erscheint, ist damit gemeint, sondern eine maßvolle, taktvolle Zärtlichkeit, die ein Ausdruck freundlicher Herzenswärme ist und die unendlich beglücken kann. Oft stirbt die Ehe an Mangel an Liebe, Bescheidenheit — ein Händedruck — ein Nicken — ein Kuß vermögen so leicht ein Mißverständnis zu beilegen.

Die Frau, die ihren Mann glücklich machen will, soll die Tugenden des guten, fleißigen, hilfsbereiten Kameraden mit dem lebenswürdigen Wesen der Geliebten vereinen, dann ist die gute Hausfrau eigentlich schon geboren. Und der Mann einer solchen Frau wird nicht unbefriedigt nach anderen Frauen Ausschau halten, was er bei der braven Nur-Hausfrau leider so gern tut.

C. Willrath.

Ein aussichtsreicher Frauenberuf

Die Pelztierzüchterin.

In Deutschland hat sich seit etwa einem Jahrzehnt eine neue Industrie aufgetan, die für unser Vaterland die besten Aussichten hat. Es handelt sich um eine Zucht von Pelztieren, insbesondere von amerikanischen Schwarz-Silberfüchsen. Der deutsche Zoologe Dr. Reinhard Demoll hatte als erster den Gedanken aufgegriffen, daß ein Industriezweig, der in Amerika derartige Erfolge aufweist, bei denselben klimatischen Bedingungen in Deutschland sich ebenso rentieren müsse. Und schon ist der erste Anfang gemacht, um die Gelder, die Deutschland jetzt zum Ankauf der Silberfuchspelze gebraucht hatte, und die nach dem Auslande geflossen sind, der vaterländischen Wirtschaft zuzuführen. Wenn alle unsere Formen für Silberfuchszucht so weiter blühen werden wie bisher, wird unser Pelzmarkt bald außerordentlich erflarten.

Die Fische zu den Tieren findet man bei mütterlich gesinnten Frauen in ganz besonderer Maße, und das es in Grunde auf nichts weiter ankommt, als beim Züchten von Fischen den Tieren übervolle Aufmerksamkeit und pflichtgetreue Behandlung zu geben, so dürfte die Aufzucht dieser kostbaren amerikanischen Pelztiere sich ganz besonders für Frauen eignen. Man macht oft die Erfahrung, daß die meisten unserer deutschen Frauen wenig wissen, wie

ein Silberfuchs eigentlich aussieht. Der edle reinrassige amerikanische Silberfuchs ist ein Fuchs, dessen Kopf, Ohren und Nacken, Standarte, Bauch und Läufe rein schwarz sind. Auf der Hinterhand hat er am oberen Teil der Grannenhaare eine weisse Verleumdung, welche dem Tier bei seinem rabenschwarzen Fell einen herrlichen silbernen Schimmer verleiht. Das letzte Ende der Standarte, ungefähr 3 bis 5 Zentimeter, ist bei Silberfuchsen rein weiß. Besonders hoch bezahlt werden seit einigen Jahren solche Tiere, bei denen die Silberhaare vom Standartenanfang bis gegen die Schulterblätter reicht. Von großer Wichtigkeit ist es aber, daß die Haare auch lang, dicht und seidig sind, oder wie der Fachmann sagt: ob der Pelz raucht.

Was nun die wirtschaftliche Seite betrifft, so kostet die Einrichtung einer Silberfuchsfarm, welche aus einem Wälderhaus und dem zur Aufnahme der Füchse bestimmten Drahtgehege besteht, etwa 600 bis 800 Mark. Ein gutes Zuchtpaar von Silberfüchsen ist für 3000—5000 Mark zu haben, aber diese scheinbar große Höhe des Preises wird sich bereits im ersten Jahre dadurch bezahlt machen, daß die Fuchsjahre vier bis acht Junge wirft. Vorläufig sieht es noch sehr an Zuchttieren, daher ist die Abschlagung zur Pelzgewinnung bei den jungen Tieren in Deutschland vorläufig gar nicht nötig, sondern man kann sie lebend zur Zucht in den angebotenen Preis verkaufen, so daß bei nur vier Welpen bereits die ganzen Unkosten herauskommen, denn an Ernährung brauchen die mit Milch, Eier, Gemüse, Obst, Brot und etwas Fleisch zu fütternden Tiere jährlich insgesamt pro Kopf 150 bis 180 Mark. Wer sich ein genaues Bild über die Rentabilität machen will, erfährt Ausführliches durch die Deutsche Pelztierzüchter-Vereinigung in München.

M. Gröhn.

Die gesunde Atmosphäre

Von Dr. Ella Kunge-Deimold.

Nicht von Ozon, Kohlenäure und Feuchtigkeit, nicht von der Luft, die wir atmen, sondern von der seelischen Einstellung zum Kranksein, die insbesondere ein Kind unter dem Einfluß seiner Umgebung gewinnt; denn gerade die seelische Einstellung zur Krankheit ist von besonderer Bedeutung. Aus übertriebener Angst und durch falsche Vergeltung pflegen Eltern hier am häufigsten gegen ihre Kinder zu handeln. Nicht von Krankheit soll man ihnen sprechen, sondern von Gesundheit, und danach trachten, alle Eindrücke fernzuhalten, die krankmachende Vorstellungen erzeugen können. Eine solche Umgebung des Kindes kann man wohl als eine „gesunde Atmosphäre“ bezeichnen.

Einige Beispiele sollen diese fehlerhafte Beeinflussung erläutern: Eine Mutter sagt in Gegenwart ihres Kindes: „Sie ist so furchtbar nervös, das hat sie von uns, mein Mann und ich, wir sind beide auch so furchtbar nervös.“ Wenn ein Kind so etwas oft hört, so wird es schließlich wirklich nervös, auch wenn es das vorher nicht war.

„Herbert, nimm deinen Leberzucker, du hast heute zweimal gegessen.“ Die Vorurteilshetze ist lobenswert, aber warum statt des Nachschages nicht einfach: „es ist heut kalt draußen“? „Nun, du darfst keinen Salat essen, du weißt, du bekommst wieder dein Magenrücken!“ — Statt dessen wäre angebracht etwa: „Der Salat ist nur für die Großen.“ „Dein“ Magenrücken ist besonders schlimm.

„Kind, wie siehst du wieder blaß aus! Ich glaube, die Luft hier bekommt dir nicht.“ Eine völlig überflüssige Bemerkung. Die Mutter soll stillschweigend überlegen, wie sie den Kind eine Luftveränderung schaffen kann, und dies

Ich bin oft gefragt worden, ob ich mich jemals dazu bereit erklären würde, einen Mann zu heiraten, der nicht meiner Rasse angehört. Es ist ja ganz unmöglich, die Zukunft voraus zu sagen. Deshalb ziehe ich die Möglichkeit, daß ich einst einen Europäer oder Amerikaner kennen lernen könnte, den ich zu heiraten gewillt wäre, gar nicht in Betracht.

Außerdem ist meine Zeit mehr denn je mit Arbeit ausgefüllt, seitdem ich den Film für geraume Zeit verlassen habe, um auf der Sprechbühne zu wirken. Bühnenarbeit ist ja so ganz verschieden von der beim Film. Ich muß mich mit vollem Herzen und Verstand der Aufgabe widmen, das liebevolle Chinesenmädchen des zwölften Jahrhunderts wahrheitsgetreu darzustellen, dessen Rolle ich im „Kreidekreis“ übernommen habe. Si Tang, dieses Chinesenmädchen, ist ein reizender Charakter, und für mich war es ein leichtes, mein eigenes Ich ganz zu vergessen, um nur die Rolle zu leben, die der Wirklichkeit zu gestalten. Diese Aufgabe verlangt mein ganzes Herz, wenn ich ihr mein Bestes widmen will. Das Spiel begleitet mich selbst in meinem Schlaf, und ich träume von ihm.

So nimmt diese Aufgabe heute mein ganzes Interesse in Anspruch, und sie füllt mein Leben völlig aus. Die Frage, ob ich heiraten werde — einerlei ob einen Europäer oder einen Angehörigen meiner eigenen Rasse — bedrückt mich nie. Mir genügt es, mit meiner Kunst verknüpft zu sein.

Das Recht des unehelichen Kindes in den einzelnen Ländern

Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß in allen Ländern der Welt die Säuglingssterblichkeit der unehelichen Kinder bedeutend größer ist als diejenige der ehelich geborenen Kinder. Die größte Kindersterblichkeit der unehelichen wird in Ägypten gezählt. Sie beträgt 49%, das heißt mit anderen Worten, daß jedes zweite unehelich geborene Kind stirbt. In Ländern mit geringer Kultur ist sie wahrscheinlich nicht kleiner, doch haben wir aus diesen keine verlässlichen statistischen Berichte.

Interessant ist, wie sich das Gesetz der einzelnen Länder zu der Zahlung der Alimente stellt. In Norwegen, Island und in Rhodesien zahlen alle in Betracht kommenden Männer an die uneheliche Mutter Unterhaltskosten. Hier ist für das uneheliche Kind am besten gesorgt. Schlecht ist es diesbezüglich in Holland, Deutschland und in Griechenland, denn, wenn die Vaterpflicht nicht einwandfrei besteht, braucht der eventuell in Frage kommende Vater überhaupt nicht zu zahlen. In die Kategorie muß die Mutter ganz allein für die Erziehung des Kindes aufkommen. Ferner gibt es Gesetze, die selbst auf Kosten des schuldlosen Mannes das Kind und die Mutter schützen. Dies ist in Österreich, der Schweiz und seit kurzem auch in Porto-Rico der Fall: kompromittiert mehrere Männer als Vater eines unehelichen Kindes in Frage, so zählt derjenige, der am meisten besitzt. Nur wer hier einwandfrei festgestellt kann, daß er unmöglich der Vater des Kindes sein könne, wird ausgeschlossen. Auch in England ist ein ähnliches Gesetz in Geltung. Es ist moralisch richtig, denn auf diese Weise wird dem unehelichen Kinde am meisten geholfen, ferner aber wird die leichtsinnige Indisziplinierung von Kindern hintangehalten.

Uebrigens gibt es auch Männer, die sich dessen schämen, daß so viele uneheliche Kinder unter der Härte der Gesetze von Vätern, die sich derartigen Verpflichtungen nur allzu gerne entziehen, zu leiden haben. In Dänemark besteht seit mehreren Jahren ein Männerklub, der Spenden zu dem Zweck aufbringt, um unverheiratete Mütter, die keine Alimente erhalten, zu unterstützen. St. Radoj.

Aus dem Engen und Weiten

Sie löst das Reparationsproblem auf eigene Faust.

Madeleine Ducarne war eine hübsche Verkäuferin im „Printemps“, dem bekannten Pariser Warenhaus. Sie hatte traurige Kinderjahre verleben, denn ihre Heimat lag in dem Gebiet, über das der Sturm des Weltkrieges hinweg geblasen war. Nach dem Kriege zog die Familie nach Paris. Die gute Entschädigung, die Vater Ducarne erhalten hatte, erlaubte es ihm, seinen kleinen Laden aufzugeben

und in der Hauptstadt ein neues Geschäft zu gründen. Madeleine ward Verkäuferin. Das Geschäft reichte jedoch nicht, um den Bedarf an schönen Kleidern, Strümpfen, Schuhen und anderen Dingen, die das Leben einer Dreißigjährigen erst lebenswert machen, zu decken. Anleiheverträge bei den Eltern blieben ergebnislos. „Ja, wenn der Deutsche besser zahlte, dann könnte man vielleicht...“, aber — halt dich an ihn, mein Kind; geh zu Herrn Schacht, der ja gerade in Paris ist.“ So und ähnlich lauteten die Redensarten, mit denen Vater Ducarne seine „verschlossene“ Haltung dem Töchterchen gegenüber rechtfertigte. Dies nahm sich die Wagnungen des Erzeugers zu Herzen. Zwar ging sie nicht zu Dr. Schacht. Von dem versprach sie sich gar nichts. Sie fand einen anderen Weg, sich in den Besitz ihres vermeintlichen Anteils an den deutschen Tributleistungen zu setzen. Es fiel ihr nicht schwer, die Bekanntschaft eines deutschen Kaufmanns zu machen, der neben der Erledigung seiner Geschäfte noch Zeit fand, auch die Schönheiten der französischen Hauptstadt, seien es die künstlerischen, landschaftlichen oder solche anderer Art, zu genießen. Man war recht vergnügt zusammen, bis — der Kavalier den Verlust einer Brieftasche mit einigen tausend Mark bemerkte. Der Pariser Polizei fiel es, da Madeleine eine Anfängerin war, nicht schwer, sie als Diebin zu überführen. Vor den Richter geschleppt, verteidigte sich die Patrioticin damit, ihre Familie wäre während des Krieges von den Deutschen schlecht behandelt worden. Ihr Griff in die Tasche des Deutschen sei nur ein Akt der „Wiedergutmachung“ gewesen. Die Richter zeigten Verständnis für diese Auffassung. Ganz ohne Buße konnte die madecire Kleine zwar nicht bleiben, aber die Strafe fiel sehr milde aus.

Ehescheidungsstatistiken.

Im Jahre 1913 gab es im Deutschen Reich 16 657 Ehescheidungen, im Jahre 1924 bereits 35 936. Im darauffolgenden Jahre nahm die Zahl der Ehescheidungen etwas ab; sie betrug nur 35 451. Auch im Jahre 1926 war die Zahl geringer als im Jahre 1924, da sich 34 105 Ehepaare scheiden ließen, doch stieg sie im Jahre 1927 wieder stark an, und zwar betrug sie in dem genannten Jahre 36 449 Ehescheidungen.

Eine Rattenfreundin.

Die Anwohner von Platts-Lane, einer ruhigen Wohnstraße in Hamstead, hatten in letzter Zeit viel unter Ratten und Mäusen zu leiden. Man konnte sich das ungewöhnlich zahlreiche Auftreten des Ungeheuers erst gar nicht erklären, bis man dann dahinter kam, daß die Tiere in dem Hause der achtzigjährigen Frau Rachel E. Willard gewissermaßen eine Freizeitanstalt fanden. Die alte Tierfreundin stellte ihren Liebblingen täglich Schüsseln mit Futter und Wasser hin, und die Ratten nützten die Gastfreundschaft wohl zu müßigen. Die Nachbarn wandten sich, als gütliche Vorstellungen nichts halfen, an das Gesundheitsamt, dieses sandte einen Beamten ab, der in der Tat feststellte, daß im Hause der Frau Willard Ratten und Mäuse ein- und ausgingen. Dem Ansuchen, die Tiere durch den städtischen Kammerjäger beseitigen zu lassen, setzte die alte Dame heftigen Widerstand entgegen. Der Kammerjäger mußte unrichtigter Sache wieder abbiegen; es kam zur gerichtlichen Verhandlung. Der Vertreter des Gesundheitsamtes wies auf die große Gefahr hin, die durch die Ratten entstehen könne; in der Tat lockte die Gastfreundschaft der Frau Willard die Tiere von weit und breit nach Platts-Lane zusammen. Der Verteidiger berief sich demgegenüber auf das Recht jedes englischen Bürgers, dessen Haus seine Burg sei, in der er nach Belieben halten und malten könne. Diese Auffassung machte sich auch das Gericht zu eigen, und Frau Willard kann sich auch weiterhin der Pflege ihrer Liebblinge widmen, wenn es nicht ihren Nachbarn gelingt, ihr durch eine höhere Instanz die Ausübung dieser gemeingefährlichen Liebhaberei zu untersagen.

Der Blaubart.

Ueber den Umgang mit Ehefrauen haben zu allen Zeiten die Männer verschiedene Ansichten gehabt. Man soll sie prügeln, sagten die Ruffen. Man soll sie lieben, die Franzosen. Man soll sie auf den Händen tragen, sagten wir.

Ganz anders war das in England. Dort wurden sie eingesperrt, verhungern gelassen, hingerichtet.

Heinrich der Achte hatte das gerade bei der Anna Bolgen besorgt, war also wieder mal Witwer geworden.

Aber wie der Mensch ist, er kann nicht allein sein; Heinrich konnte auch nicht allein leben, kurz, er suchte sich eine neue Gattin, frisch auch seinen bekannten Blaubart und schrieb an Christiane von Mailand.

Aber die dementierte heftig; sie hätte nur einen Kopf, ließ sie flüstern, und de nbenötigt sie selbst.

Heinrich soll chokiert gewesen sein.

Wieviel Liebeserklärungen hat schon der Stechkraken erstickt?

In England hat sich unter der Führung des bekannten Kanzleiredners Inge eine Liga zur Reform der Männerkleidung gebildet, der Männer und Frauen, Lords und Arbeiter, Geistliche und Matrosen, kurz Vertreter aller Stände angehören. In einer Kundgebung zur Begründung der Ziele der Liga heißt es drastisch: „Wenn die Frauen den Männern heute auf allen Gebieten immer schärfere Konkurrenz machen, so liegt dies daran, daß die eng anliegende Herrenkleidung Wirtumlauf und Zerkeln des Mannes hemmt. Wieviel Liebe würde allein schon im Reime erstickt durch den Stechkraken, dieses Folterinstrument, das für hässliche Geständnisse so wenig geeignet ist!“ Ueber die neue Herrenkleidung sind sich freilich die Mitglieder der Liga noch nicht einig. Auf jeden Fall soll erst einmal der Stechkraken verschwinden. Anstelle der Soße bezog. Des Anwesenden schlagen die einen das schottische Hochländerrockchen, andere wieder die lockere Tunika des römischen Legionärs vor. Der heutige Ausgangspunkt des Herrn soll über Tag erstickt werden durch Boile oder Ninon und am Abend in Gesellschaft durch Satin. Bis jetzt hat man aber noch nicht gehört, daß eines der Mitglieder der Liga seine eigenen Vorschläge in die Tat umgekehrt habe. Es scheint bei dieser Reformaktion ebenso zu sein wie bei der Moral. Die größten Eiferer verlangen sie immer zuerst vom — anderen!

Ratschläge und Winke

Fliegen von frischem Fleisch kann man fernhalten, indem man das Fleisch mit etwas Vorbeerd einreibt. Vor dem Kochen wird das Fleisch abgewaschen und damit verschwindet auch der leichte Duft des Vorbeerd.

Beseitigung des Schimmels in Kellern. In feuchten Kellern setzt sich leicht Schimmel an; mit ungelöshtem Kalk kann man ihn gut und leicht beseitigen. Der Kalk wird in der Form eines feinen Pulvers mittelst eines Waschebalges an die Wänden des Kellers und in die Fugen und Ritzen geblasen oder auch mit der Hand gestreut. Sind die Wände zur Zeit der Desinfektion zufällig trocken, so werden sie etwas angefeuchtet. Der Kalk löst sich mit dem an den Wänden haftenden Wasser ab und tötet alle Organismen. Nachher wird der Keller abgewaschen und tüchtig gelüftet.

Tintenflecke aus Tischplatten entfernen. Ist auf eine Schreibtisch- oder Tischplatte ein Tintenfleck gelangt, wache man die Stelle mit warmem Bier mehrmals ab. Ist der Fleck sehr tief eingedrungen, reibe man die Stelle sanft mit Glaspapier. Sie wird nachher mit Parkettwachs gemischt und mit einem wollenen Tuch tüchtig nachpoliert.

Lackierte Türen reinigt man nicht mit Seifenwasser, sondern man benutzt Schleimkreide. Man taucht einen wollenen Lappen in warmes Wasser, streut Schleimkreide darauf und reibt die Tür ab, die mit reinem Wasser nachgepült wird. Die Kreide gibt einen eisenschönen Glanz, durch den die Türen einen schönen Glanz erhalten.

Feuer- und wasserfester Kitt. Man mengt zwei Teile sehr feine geliebte, nicht oxydierter Eisenfeilspäne und einen Teil vollkommen trockenen Lehm mit Essigsprit durch tüchtiges Kneten, bis das Ganze eine gleichförmige plastische Masse bildet. Dieser Kitt, sofort verbraucht, erhärtet sehr schnell und widersteht dem Feuer und dem Wasser.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: Dr. E. Sank, Altena.

Klingeln um Mitternacht

Skizze von Otto Pietsch

Am Bett des Gerichtsrats Wendelin lag der Arzt. Nur noch die Krankenschwester war im Zimmer.

„Es geht zu Ende, Doktor, nicht wahr?“

„Der Verfall der Kräfte ist am letzten Punkt — ja, leider. Sie sind ein Mann, Herr Gerichtsrat.“

„Und ein Jurist. Ich habe alles geordnet. Für Sie ist gesorgt. Es war das Richtige, daß ich Sie vor meinem Sterben noch zu meiner Frau machte. Sie hat es verdient. Sie war immer rührend um mich besorgt.“

Der Arzt nickte resigniert.

„Rührend in allem“, fuhr der Kranke mit flüsternder Stimme fort. „Das hier — seine ausgestreckten Finger saßen ein handbreites Band, das am Kopfende seines Betts, neben einer Fensterbank, hernieder hing — den Klingelzug hat sie für mich geflickt. Die dünne Schür verleiht ihm manchmal im Dunkeln. Eine goldene Seele.“

Ein surrender Laut an der einen Wand ließ beide die Blicke nach dort hin richten: Ein Eichhörnchen drehte den glühenden Ausbaur seines Käftchens. „Kug!“ lächelte der Kranke. „Ich erretete ihn als junges Tier aus dem Griff einer Krähe. Wir wollen ihm jetzt die Freiheit geben. Der Wald schließt sich unmittelbar an meinen Garten an.“

„Vielleicht möchte Ihre Gattin das Tierchen behalten.“

„Nein. Sie leidet keinerlei Tiere. Schwester“, wandte er sich an diese, „lassen Sie ihn heraus. Vorher machen Sie die Verandatur auf.“

Das Eichhörnchen, sein Haus offen lebend, kletterte auf den dünnen Sprossen einer von dem Käfig hernieder hängenden Strickleiter ohne die geringste Verwirrung ein paar Sekunden auf dem Teppich vor dem Bett des Kranken und hüpfte dann in den strahlenden Junitag hinaus.

„Er kehrt zurück in den großen, großen Wald“, flüsterte der Kranke.

Nachmittags um fünf Uhr war Gerichtsrat Wendelin verstorben. Die Schwester hatte das Haus verlassen. Sie ging nach der Leichenhalle um zu bestellen, daß der Tote am nächsten Morgen abgeholt werden solle.

Es war elf Uhr. Im Garten stand balsamische Dämmerung. Frau Wendelin lag hinter verschlossenen Türen in dem Zimmer, das die Krankenschwester bemohnt hatte, und las das Testament des Verstorbenen. Sie las mit Oier. Bei der Namensunterschrift angelangt, hob sie mit einem tiefen Schnauflaut, wie jemand, der

gestärkt von einem gut besetzten Tisch aufsteht, den Blick ihrer grauen, runden Augen von dem Papier.

Aber der zufriedene Ausdruck in ihren Zügen verzerrte sich fürchterlich, als plötzlich die Stille des Zimmers vom schrillen Gezip der elektrischen Glocke durchschnitten wurde, nicht der Hausglocke, sondern der Glocke über dem Tür Rahmen dieses Zimmers, mit der noch vor Stunden die Pflegerin in das Zimmer gegenüber gerufen worden war.

Sie fühlte, wie es eiskalt an ihrem Rücken entlang riefelte. Das Klingeln schien endlos; dann rief es ab.

Die Frau erhob sich zäh und raffte sich zusammen. Nur eine Erklärung gab es für dieses Klingeln: jener derer war nicht tot; er hatte nur im tiefen Erschöpfungsschlaf gelegen.

Sie öffnete die Tür, schritt über den Flur. Als sie den Schlüssel im Schloß des anderen Zimmers drehte, schrie die Glocke abermals, jetzt kurz und scharf, wie in Ungebuld. „Ich komme!“ rief sie. Über sie hörte ihre Stimme wie die einer Fremden.

Sie öffnete, drehte das Licht an, überfah mit verstörtem Blick das Zimmer. Nichts hatte sich seit dem Nachmittage verändert. Der Tote lag in seinem Bett, ein weißes Tuch über dem Antlitz. Mit schlotternden Knien ging sie nach der Verandatur. Die war fest verschlossen, die Rollläden hingen herunter, ebenso vor den Fenstern. Die Frau nahm ihren ganzen Mut zusammen und hob mit flatternden Händen das Tuch vom Gesicht des stummen Mannes. Wächtern, mit geschlossenen Augen, lag das Haupt auf dem Kissen. Von Grauen geschüttelt, stürzte sie aus dem Zimmer.

Mit bebenden Gliedern, klopfenden Nerven, sah sie dann auf ihrem Stuhl, der Wiederkehr des Klingelns harrend. Bis der Morgen durch die Ritzen der Türen schimmerte. Aber die Glocke schwieg.

Am Vormittag wurde der Tote geholt.

Am Abend sah die Frau wieder vor dem Schreibtisch, zitternd, den Blick starr auf den Klappel zwischen den beiden Nadelhalbkugeln der Glocke über der Tür gefestigt.

Pfötzlich setzte dieser sich in Bewegung. Die Glocke schrie. Die Frau schrie vor Grauen. Sie stürzte in die Kammer des Dienstmädchens, die die Schlafbekanzen aus ihrem Bett, die Treppe hinunter, vor die Tür des Geisterzimmers. Das Klingeln tönte nicht mehr.

Das Mädchen, nichts begreifend, sah das Antlitz der Frau schweißüberströmt, in den Augen einen Ausdruck von Jrrsinn. Grauen sagte auch sie.

Dann aber packte jene ihr Handgelenk, griff mit der anderen Hand an den Schlüssel im Schloß. Die Glocke aus dem offenen stehenden Zimmer gegenüber schrie, länger als beim zweiten Male gefest. „Der Herr geht um!“ schrie das Mädchen, rief die Hand aus der Umklammerung und stürzte auf die Straße.

„Der Herr geht um!“ gellte es in den Ohren der Zurückgebliebenen nach. „Jede Nacht wird er nun in diesem Hause umgehen. Wird auch in jedem anderen Ort Dich erreichen.“

Als am nächsten Morgen das Amtsgericht des Städtchens geöffnet wurde, hastete Frau Wendelin zum Portal hinein, überdrückt, bleich, und verlangte, vor den Amtsrichter geführt zu werden.

Sie gab an, daß sie Gerichtsrat Wendelin, ihren ehemaligen Brotherrn und späteren Gatten, durch winzige Dosen Arsenik, die sie jahrelang allen seinen Speisen zugefügt hatte, vergiftet habe.

In die Villa Wendelins wurden am selben Tage zwei Wächter gesetzt. Als sie spät abends ihre Pfeifen rauchten, schrie plötzlich die Glocke. Sie fuhrn auf, saßen sich aber sofort. Der eine schlich in den Garten und auf die Veranda, der andere rief die geheimnisvolle Tür auf und fuhr im selben Augenblick an die Lichtschaltung. Deutlich sah er an einer kleinen Strickleiter bei der einen Wand ein Eichhörnchen herunter klettern, nach dem Fenster springen und an einem breiten, nieder hängenden Band in die Höhe klettern. Solange es dort hinauf kletterte, schrie die Glocke. Dann war es irgendwo in der Gardine verschwunden.

Auch der Mann draußen hatte im Licht des Halbmondes das Tierchen gesehen. Kaum ein Meter von seinen Füßen entfernt, war es die Verandatreppel hinab gehüpft.

Sie untersuchten das Zimmer genau. Ueber den Flügeln der Verandatur, dicht unter der Decke, befanden sich zwei längliche, handbreite Luftschächte — der Rollladen setzte erst tiefer unten an — beide standen offen. Wie sich später herausstellte, hatte die Schwester sie, als man in dem Zimmer des Toten Türen und Fenster geschlossen hatte, aufgemacht, um der Außenluft Eingang zu lassen.

Das Eichhörnchen, der Freiheit im Walde ungewohnt, war bei Einbruch der Nacht nach seiner gewohnten Schlaf- und Futterstelle im Hause seines Erretters zurück gekehrt und dann, beim Schlüsselndrehen in der Tür, von seinem verschlossenen Käfig fort erschreckt wieder ins Freie geflüchtet.

dann so geschickt durchführen, daß das Kind gar nicht merkt, warum es weggeschickt wird.

Ein sehr verbreiteter Fehler ist es, Kindern wohllos Lebertran zu geben. Bei manchen Krankheiten ist es angebracht. Gesunden Kindern schadet es, weil sie dadurch unnötigerweise glauben gemacht werden, daß ihr Gesundheitszustand dauerndes Medizinneehmen erfordert.

Solche Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren. Es sind alle Kleinigkeiten, aber wie ein unmerklicher, schmerzloser Druck eines schlecht gearbeiteten Schuhs langsam das Kinderleben verunstaltet, so versuchen oft wiederholte Krankheitsvorstellungen die jugendliche Seele, lähmen ihre Widerstandskraft und machen sie allerhand Leiden zugänglich. Im Gegenfalle dazu verleiht ein Kind aus „gesunder Atmosphäre“ alles Ueberflüssige schnell und dann Krankheiten gegenüber das Vertrauen, daß ihm schon nichts passieren wird, „weil es doch nie krank ist“. Sicherlich ist das ein großer Vorteil, denn ihm passiert dann tatsächlich weniger, und wir werden solchen Glauben fördern, auch wenn er nicht den Tatsachen entspricht.

Man wollen Sie das Rezept zur Herstellung der gesunden Atmosphäre? Hier ist es:

1. Man spricht nie mit und vor den Kindern von ihrer Gesundheit. Wenn sie gesund sind, sollen sie das nicht als Glück empfinden (obwohl es natürlich eins ist), sondern als etwas Selbstverständliches und ihnen von Rechts wegen zukommendes.

2. Wenn Kindern etwas fehlt oder man sie vor Schaden behüten muß, so tut man vergnügt das Erforderliche ohne Erklärung weshalb, allein auf Grund seiner erzieherischen Autorität.

3. Man spricht möglichst wenig von Krankheiten, vor allem keine war en Geschichten erzählen von Kindern, die infolge Ungehorsams erkrankten.

4. Man leidet bei Krankheitsfällen keine Wichtigkeit und keine Anstellers. Wenn nicht ein oder das andere Familienmitglied gesundheitlich benachteiligt ist, kann es sogar nützlich sein, die Vorstellung zu wecken, daß Kranksein ein bißchen eine Schande ist. Das ist natürlich Unfönn, aber es ist seelisch gesund, als wenn Kinder offen beteuern, daß sie „schrecklich gerne krank“ sind. Solche Kinder nämlich lieben nichts als Krankheitsgefühl (niemand liebt das), sondern das Geseftwerden. Sie ziehen gern eine Geseftung unnötig in die Länge oder übertreiben geringfügige Beschwerden, um die mit Krankheit verbundenen Vorteile zu genießen. Das ist seelisch schädlich. Da man doch nun nicht unsere Kinder, nur um ihnen das Kranksein zu verleiden, absichtlich schlecht pflegen können, ist es ganz gut, wenn sie das Geseftwerden trotz seiner Unnehmlichkeiten ein klein wenig als ehrenrührig empfinden.

5. Man macht sich selbst möglichst wenig Sorgen. Wenn man sich aber doch welche machen oder machen muß, dann läßt man das Kind das nie merken.

Was manche Frau lernen sollte

Zuhören; das können so wenige Frauen, die doch glauben, klug zu sein. Es fällt ihnen meist gar nicht auf, daß fast immer sie selbst „das große Wort“ führen, daß sie, obwohl zugestanden geistreich, manchmal ermüden. Und doch gibt es (welche Frau hätte das nicht erfahren!) Geseftsgesellschaften, die gefürchtet sind wegen ihrer Zungenfertigkeit, wobei Boswilligkeit ganz außer acht gelassen werden soll. Sie ist ein Kapitel für sich.

Mancher Mann kommt abends heim, will in Ruhe essen und auch sonst seinen „Frieden“ haben. Mit Recht. Er hat tagsüber viel gearbeitet und braucht eine Pause, einen Uebergang

Will vielleicht ein wenig lesen oder musizieren. Da kommt die Frau mit ihren hauswirtschaftlichen Räten, und sind diese erledigt, dann nimmt der Redefluß auch kein Ende. Gewiß, man kann einen Mann seine Sorgen fortplaudern, kann aber selbst der eigenen Familie „auf die Nerven gehen.“

Wie oft kommt es vor, daß ein Mann einer Frau für eine Stunde, einen Abend oder einen Ausflug mit den Worten dankt: „Es war wirklich reizend, und wir haben uns so gut verstanden, daß ich Ihnen zu danken habe.“ Und wenn es sich die Frau dann überlegt, so hat sie vielleicht nur verständig — zugehört und gar nicht viel gesprochen. Hat Neues erfahren, sich in Unbekanntes verfenkt und ist, schwiegend, beschenkt worden. Dem Mann aber hat es wohlgetan, sich dies oder jenes von der Seele zu reden, vielleicht sogar von Tiefem. Acstem sprechen zu können. Durch ihr Schweigen aber hat die Frau dem Mann mehr gegeben als durch unzählige geistprüdende Apercus und Einfälle. Man sagt Frauen als „Ausgesehen“ einen ausgeglichenen Instinkt nach. Möge er doch viele Frauen davon benachzogen, zu un-rechter Zeit zu sprechen und sie vielmehr an-leiten, eines verstehen zu lernen: Zuhören, schweigen zu können!

Ist die heutige Frauengeneration sparsam veranlagt?

Gewiß, — die heutigen Hausfrauen sparen gleich ihren Vordrängern im Haushalt, sie überlegen sich manche persönliche Ausgabe, jedoch im allgemeinen ist zu sagen, daß sie weniger sparsam sind als die Vorgenenerationen. Diese Tatsache hat zwei wichtige Gründe: Der erste ist die Geldentwertung durch die Infla-

tion und ihre nachhalligen Auswirkungen; Der zweite ist die aus der heutigen Zeit geborene neue Einstellung, die darauf ausgeht, die früher übliche rührende Bescheidenheit der Frau auszumergen. Die Frau von heute verdient Geld und will sich dafür Entschendes leisten. Sie will Geld verdienen und will genießen; während die bürgerlichen Frauen früher ihren Stolz darin setzten, nicht selbst erwerbsfähig sein zu müssen, dafür aber auch persönlich fast nichts brauchten.

All diese Strömungen und Tatsachen trugen dazu bei, den Wunsch nach einem Sparguthaben stark zurückzudämmen. Es ist sozusagen nicht mehr „modern“. Es gibt immer noch sparsame Menschen, denn nach den letzten amtlichen Ausweisen betragen die Sparguthaben im Deutschen Reich 8 Milliarden Mark, aber sie sind heute nicht so zahlreich wie früher.

Mehrere Sparkassenverbände gingen jetzt daran, der Bevölkerung vor Augen zu führen, wie leicht man durch auch nur mäßiges Sparen allmählich ein kleines Vermögen besitzen kann. In diesen Sparkassen werden Tafeln ausgehängt, aus denen ersichtlich ist, daß ein Mensch, der durch 5 Jahre hindurch jede Woche 1 Reichsmark erspart, nachher 294,38 Mark besitzt. Er hat an Zinsen rund 44 Mark verdient. Spart man ebenfalls 1 Mark wöchentlich und setzt dies dreißig Jahre lang fort, so besitzt man 3540 Mark (eingezeichnet wurden in diesem Falle nur 1560 Mark, die Zinsen betragen etwa 120 Prozent des Kapitals). Man erinnert sich in diesem Zusammenhang der Schulgeschichte, die besagt: Sätte jemand am Tage von Christi Geburt 1 Pfennig in die Sparkasse gelegt, so wäre er heute vielfacher Millionär. Denn ein Kapital verdoppelt sich in etwa dreißig Jahren, ohne man etwas hinzufügt.

Das Sparen ist eine Willensleistung von hohem Range. Denn nichts in der Welt führt sich schwerer durch als der Entschluß, regelmäßig eine bestimmte Summe fortzulegen. Wenn kein besonderer Zwang besteht, so wird dieses Geld ohne weiteres für andere Dinge verwendet. Das liegt in der Natur des Menschen, der heute mehr denn je dem Augenblicke lebt, und die das Schlager ja stets der Ausdruck einer Zeiteinstellung sind, haben wir sogar eine Teilweise dafür, wie sehr heute die „schlagende“ Beweise dafür ist, daß das Sparen die Ansicht weit verbreitet ist, daß das Sparen die alte deutsche Sprichwort „Sparen in der Zeit, lohnst du in der Not“ ist augenblicklich jedfalls noch stark in den Hintergründ nach eigentlich sehr zur Sparbarkeit. Die Hausfrau des Deutschen Reiches wirtschaftet weit überlegen als ihre slawischen oder westlichen Völkergenerationen. Ueberflüssige Ausgaben liegen ihr eigentlich nicht. Wenn die Sparbarkeit zurückging, so liegt das an tiefen psychologischen und volkswirtschaftlichen Dingen, die mehr mit der Zeitgeschichte als mit dem veränderten Wesen des Volkes zusammenhängen müssen.

Anna Richtenstern.

Sollen Chinesen Weiße heiraten?

Die Gefahren der Mischehen.

Meine eigene Einstellung zu dieser Frage.

Von Anna May Wong

(Dem weltberühmten Filmstar).

Die Frage, ob Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Rassen wünschenswert sind, ist heutzutage angesichts der fortschreitenden Vermengung östlicher und westlicher Zivilisation von hervorragender Bedeutung.

China beginnt nun allen Ernstes, sich westliche Ideen und westliche Kultur zu eignen zu machen, wenn es auch noch immer die überlieferten Ideale östlicher Zivilisation bewahrt. Mehr und mehr verliert es sich mit dem Einfluß, den Europäer und Amerikaner im Lande gewinnen; mehr und mehr erlangt es Gleichstellung innerhalb der Völkergemeinschaft, und das Problem der Mischehen tritt daher notwendigerweise in den Vordergrund.

Ich kann natürlich nicht als Autorität sprechen oder aus persönlicher Erfahrung aus dem modernen chinesischen Leben die Frage beantworten, in welchem Maße solche Mischehen zwischen Chinesen und Weißen glücklich waren oder nicht. Ich weiß aber, daß wenigstens in Hongkong Mischehen zwischen beiden Rassen recht häufig sind, und dort scheinen sie keinen Grund zu der Annahme gegeben zu haben, daß solche Verbindungen etwa unglücklich gewesen wären oder die Kritiken stärker herausgefordert hätten als Heiraten zwischen Weißen verschiedener Nationalitäten. So weit mir bekannt ist, scheinen in solchen Ehen beide Gat-

ten im allgemeinen ganz zufrieden und glücklich miteinander zu leben. Wenn ich auch annehmen muß, daß Fälle vorkommen, in denen Unstimmigkeiten hinsichtlich der Temperamente und der Ansichten zu Streit und Unglück geführt haben, so kann hieraus doch längst noch nicht der Schluß gezogen werden, daß Mischehen stets zum Scheitern verdammt sind.

Ich wurde in Kalifornien geboren und erzogen, und deshalb war es mir nicht vergönnt, mir aus eigener Anschauung ein Bild darüber zu machen, in welchem Maße Mischehen heute in meinem Vaterlande glücklich verlaufen. Aber mir ist in den Vereinigten Staaten eine Reihe von Heiraten zwischen Amerikanern und Chinesenmädchen bekannt, und ich muß zu meinem Bedauern feststellen, daß diese Ehen im großen und ganzen nicht glücklich zu sein scheinen.

Meine eigene Ansicht über das Problem ist die: Rassen sollten sich rein erhalten, d. h. Angehörige einer ausgesprochenen Rasse dürfen nur innerhalb dieser heiraten. Weiß zu Weiß, Gleiches zu Gleichem, wie es früher war. Wenn Mischehen stattfinden, so muß daraus notwendigerweise eine gewisse Unterlegenheit bezogen Ueberlegenheit auf der einen oder anderen Seite entstehen, und das Gefühl dieses Unterschiedes im Werte der Gatten begünstigt sicher nicht ein glückliches Eheleben. Die Kinder des ferneren Ostens haben eine Kultur, eine Ueberlieferung und eine Anschauung, die sehr verschieden von denen des Westens sind, auch wenn sie sich oberflächlich westliche Ideen zu eigen gemacht haben. Die Anschauungen, die sie von ihren Vorfahren ererbt haben, können sie deshalb unmöglich innerhalb weniger Generationen völlig ändern. Die Seele des Ostens ist eben anders geartet als die des Westens.

Deshalb bin ich, allgemein gesprochen, der Ansicht, Ehen dürfen, falls sie glücklich werden sollen, nur zwischen Angehörigen der gleichen Rasse geschlossen werden. Es ist möglich, daß europäisches oder amerikanisches Temperament einfach nicht mit chinesischem harmonisieren kann und dies ist wahrscheinlich der Grund, warum die mir bekannten Fälle von Mischehen in den Vereinigten Staaten mich glauben lassen, daß es Angehörigen verschiedener Rassen sehr schwer fällt, in glücklicher Ehe miteinander zu leben. Auf der anderen Seite will es mir scheinen, als passe das englische Temperament besser zum chinesischen als das amerikanische. Ich kenne verschiedene Engländer, die Chinesinnen geheiratet haben, und wenn ich auch sonst nichts von Mischehen habe, so muß ich doch sagen, daß sie in diesen besonderen Fällen ein voller Erfolg waren und daß Mann und Frau glücklich und zufrieden miteinander leben.

Wenn man „Miß Europa“ wird

Wunderliche Briefe, die ich erhielt. — Heiratsanträge und Bettelbriefe. — Zuschriften, die zu Herzen gehen.

Von Boske Simon.

Ann. d. Schriftl.: Die Verfasserin erhielt dieses Jahr als schönste Frau unseres Erdteils den Titel „Miß Europa“.

Seitdem der Ausschuss Pariser Künstler mich zur „Miß Europa“ erwählte, laufen bei mir täglich 600—700 Briefe ein. Die Post bringt viele Pakete mit Geschenken und Bildern junger Leute, die mich heiraten möchten; Schreiben in ungelassenen Zügen von Arbeitern aus aller Welt; duftende Briefchen, in denen junge Mädchen mir ihr Herz ausschütten, aber doch deutlich durchblicken lassen, daß sie gern mit mir tanzen würden. Ich erhalte 20 bis 30 Seiten lange Liebeserklärungen romantisch veranlagter Männer, die sich in mein Bild verliebt haben. Rompositionen mit Widmungen enttäuschter Genies, Beteuerungen galanter alter Herren, daß die jungen Mädchen von heute denen aus ihrer Jugendzeit an Schönheit keineswegs nachstehen. Dann Angebote von bekannten Schneiderfirmen, Theatern und Varietés; Briefe aus meiner Heimat, voller Genugtuung, daß eine Ungarin Europa im Schönheitswettbewerb mit Amerika vertreten soll; endlich Einladungen unzähliger Vereine und Gesellschaften, die Wohltätigkeitsbälle veranstalten wollen.

Einige Briefe beginnen mit einer Flut von Schmeicheleien, um dann geschickt zu einer Bitte überzugehen, meist um ein Bild mit Unterschrift. Ich erhielt über tausend Ersuchen

um eine Haarlocke. Wenn ich eine erfüllen wollte, würde ich bei dem Wettbewerb um den Titel „Miß Unterwelt“ ein schönes Bild abgeben! Andere Briefschreiber erlärten sich schon mit einem Taschentuch mit Monogramm oder mit einem alten Schuh gekostet, daß ich kann weder diese noch die anderen Bitten, meist um Geld, erfüllen. Von den Schreibern der letzteren verlangen einige nur ein paar Franken, andere lassen aber durchblicken, daß sie sich beleidigt fühlen würden, wenn ich weniger als ein paar hundert Dollar schickte, und drohen mit dem Zorn des Himmels, falls ich sie nicht erhöre. Aber leider bringt die Ehre, die Schönheit der Europäerinnen verkörpern zu dürfen, keine irdischen Schätze, und ich bin nur ein armes Mädchen.

Nachstehend einige besonders charakteristische Briefe:

Aus Sevilla:

Mein Engel, noch vor wenigen Jahren war ich der berühmteste Torero Spaniens. Eine furchtbare Enttäuschung in der Liebe hat mich aber so viel Nerven und Kraft gekostet, daß ich heute nur noch ein Schatten meines früheren Ich bin. Wie oft wollte ich schon Selbstmord begehen, aber die Muttergottes hielt meine Hand immer noch rechtzeitig zurück, und ich legte die tödliche Waffe wieder fort. Ich fühle, daß ich noch etwas Großes erleben würde, und jetzt ist dies eingetreten. Vorgefunden, o meine Königin, sah ich Ihr Bild in der Zeitung, und eine innere Stimme sagte mir, daß Sie mein guter Engel sind, der mich zu retten bestimmt ist. Dieses Mädchen, so erlangt es in mir, kann alle Sorgen von dir verschleiden und dich zur Höhe des Ruhmes führen. Sehr geehrtes Fräulein, ich bin ein Ehrenmann und will nichts offen, daß ich außer Gesundheit und Geld nichts mein eigen nenne. Aber kommt es denn auf Geld an? Ihre Liebe wird mich befähigen, Spanien und seine Arenen wieder zu erobern. Warum auch nicht? Es gibt noch so viele Stiere auf der Welt, und ich würde Ihnen allen entgegen treten, wenn Sie, mein Fräulein, es wünschten. Ich flehe Sie, meine Bitte um Ihre Hand nicht abzuschlagen, die ich mit größter Ehrerbietung kühle. Ich werde Sie verehren, bis sich das Grab über mich schließt.“

Ein anderer Brief:

„Wertes Fräulein Simon! Unter Bezugnahme auf Ihre Versicherungen in verschiedenen Zeitungen und unter dem Eindruck Ihres Bildes gestalte ich mir, Sie um Ihre Hand zu bitten. Als Empfehlung erlaube ich mir die New Yorker Börse zu nennen, an der ich als solider Geschäftsmann mit einer halben Million Dollar in bar bekannt bin. Ich bin 33 Jahre alt. Ich darf noch bemerken: Dies ist das erste Mal, daß ich mich verliebt habe. Ich flehe Ihrer gefl. Antwort gern entgegen und bin mit vorzüglicher Hochachtung...“

Nachstehend ein Brief, der mich besonders gerührt hat.

„Liebe Miß Europa! Ihre wunderbare Schönheit hat mich völlig begeistert. Ich bin ein kleines Mädel von acht Jahren und wäre das glücklichste Mädchen von Europa, wenn Sie mir ein Bild von sich schickten. Ich würde es einrahmen und über mein Bett hängen, um es gleich beim Erwachen vor Augen zu haben. Ich habe selbst schon einen Schönheitspreis gewonnen. Von 75 Schulmädchen wurde ich vor zwei Jahren als die Schönste erwählt. Ich möchte nichts lieber, als in Ihre Fußtapfen treten. Ich bin in Paris geboren und weiß nicht viel von Ungarn, aber jetzt, da ich Sie kenne, möchte ich es auch gern kennen lernen. Ein vor zwei Jahren nach dem Schönheitswettbewerb gewonnenes Bild lege ich bei. Andere spätere Bilder von mir sind nicht so gut. Ich sende Ihnen auch den gemauerten Preis. Es sollte mich sehr freuen, wenn Sie mir auf meine Bitte hin Ihr Bild schicken. Vergessen Sie nicht, es einzuschreiben zu lassen. Damit es nicht verloren geht. Meine besten Wünsche und einen herzlichen Kuß von Ihrer ergebenen Jakobine Schmidt.“

Am lustigsten waren die Briefe von Erfindern. Ein süddeutscher Gelehrter bot mir ein Jugenddelegat für 1000 Mark an, unter der Bedingung, daß ich zähle, bevor ich es in Gebrauch nehme. Ein polnisches Gentle hat die Patentrolle für sein Auto mit pneumatischem Propellerantrieb zu übernehmen. Ich kann mir heute noch nichts darunter vorstellen. Er hat zugleich, nach einem Kapitalisten umzusehen, der seine Erfindung finanzieren kann. Damit ich mir keinerlei Hoffnungen mache, erklärte er gleich von vornherein, daß eine Heirat auf keinen Fall in Frage komme, da er seit zehn Jahren glücklicher Ehegatte mit mehreren Kindern sei!